John Ritsch philosophirt.

Menschliche Schwächen bieten ihm reichlichen Stoff.

Mister Editer!

In Lätin (des heißt, es kann aach Griek sein) gebt es en Spruch, wo aus lauter Fremdwörter zesammegesetzt is un der heißt „Wachs popolei, Wachs Diei". Des ment uff Deitsch (in Inglisch meent es nämlich exäctli des Nämliche), daß der liebe Gott immer de nämliche Weg wohte gehn thät, wie des Volk oder des kommen Piepel.

Des heißt, Ich glaab es nit, indem daß Ich nämlich zu relidschiöß bin, ze denke, der liebe Gott thät nit schmarter sein, wie die Aeverädsch-Piepels in ihrer Madschoriti. Nämlich des wär sehr traurig.

So was Dummes wie des Piepel is Mir nämlich in Meim ganze Lebe noch nit vorgekimme. Des heißt, meistens stelle sie sich blos so. Wo des dervo herkimmt, des will Ich Ihne im Nachfolgende erplähne.

Wann nämlich ergend Einem partikeller Spessimen vum Piepel was derzu häppent, wo meistens in der Gestalt vun Fors Maschör, des heißt ergend eme Tröst oder Strietcar oder Gäskompeni oder e amuck gerönnter Pooliesmänn oder e Tärbill oder so was geschieht, da is des allgemeine Piepel immer gege de partikeller Ripresentetiff vun der Kläß un feidet mit dem Enemy vun den Piepel.

Warum?

Well, Mister Editer, des is sehr einfach un, wann Ich es Ihne erplähnt hen, da wern Sie Mir Recht gewwe.

For Instenz es werd emol eme Mann feinelli endlich werklich zu dumm und er is so frei, uff der Strietcar, wo er dreimal dermit stecke geblimme is, un schun dreivertel Stund drin derzu gebraucht hot, e vertel Stund mit ze fahrn, un der Mann thut e Bißle Kieking un vergeßt sich so weit, wann dann, wie endlich die Car in Moschen kimmt un er denkt, jetz thät er vum Fleck kimme, der Konducter schreit: „All out täte Car ahead", ze sage, es wär e Auträdsch, da thut er nie kei Simpätti nit bei dem Piepel, wo des Poblik konstitute finne, sonnern im Gegetheil.

Warum? Weil die Leit all minanner so thun wolle, als wann sie heimliche Stackholders vun der betreffende Kompeni wär'n. Wann sie mit eme Kieken, un wann der aach noch so Recht hätt, simpatteise un des offe sage thäte, da könnt mer doch denke, daß sie nit zu der „bessere" Kläß belange thäte.

Deswege, weil Jeder, un wann er aach blos drei Doller die Woch kriegt, blos weil er en stiffe Koller trägt un le dreckige Fingernägel hot, um Gottes Wille nit mit eme Läborer verwechselt werr will, deswege, weil der Läborer sich gern als en Mann, wo kei Läborer is, disgust, deswege, weil des Piepel um Gottes Wille vermeide will, for kommon Piepel gehalte ze wern, loße sie sich so viel gefalle. Sie wolle lieber for blutsaugerische Schweinehund (oder Ahänger dervo) gehalte wern, als for „Piepel."

Deswege sein aach die meiste Demokrätts ripoblikän, weil sie denke, des wär mehr respektäbel. Deswege schenirn sich die Demokrätts immer e Bißle, wann e Demokrätt von demokrättick Prinzippels talkt.

Un deswege sage Wir all minanner nit, was Wir denke, weil Wir immer was sein wolle, was Wir nit sein.

Mit diesem Wunsche sein Ich — Ihne of course des Ditto wünschend

Mit Rigards

Yours

John Ritsch, Esq.

Des heißt: Ich meen blos. Nit als wann Ich wollt, daß Ich sage thät, Ich hätt des gesagt, sonnern — well, mer kann doch emol was sage. Ich sein of course aach immer uff der letschitimät Seit un möcht nit mit Anärkists, wo mit'm Goverment sätisfeit sein, uffgemixt wern.

Des heißt, e Schand is es doch, wie des Piepel gejuft werd.

Awwer es geschieht ihm recht un Ich sein in Fävor dervo.

Der Obige Esq.

Eine gute Antwort.

Der berühmte englische General Lord Roberts befand sich einmal in einem Londoner Club, wo er der gefeierte Mittelpunkt eines großen Kreises war. Unter Anderen war auch ein sehr großer Herr anwesend, der augenscheinlich als Witzbold gelten wollte und jede Gelegenheit ergriff, um auf anderer Leute Kosten Lachen zu erregen. Als der Herr dem Lord Roberts vorgestellt wurde, beugte er sich gönnerhaft zu ihm nieder und sagte so von oben herab: „Ich habe oft von Ihnen gehört, aber ich habe Sie nie gesehen," und dabei beschattete er seine Augen mit einer Hand, als ob er den berühmten General seiner Kleinheit wegen nur sehr schwer sehen könne. Lord Roberts aber erwiderte trocken: „Ich habe Sie schon oft gesehen, Sir, aber ich habe noch nie von Ihnen gehört!"

Bismarck als Walzertänzer.

In den Memoiren Emile Oliviers, die jetzt in der „Revue des deux mondes" erscheinen, findet sich eine interessante Stelle, die den Aufenthalt Bismarck's in Paris gelegentlich der Weltausstellung im Jahre 1867 schildert, und die einige kleine, aber für Bismarck ganz charakteristische Anekdoten enthält. Bei dieser letzten großen Veranstaltung des zweiten Kaiserreiches jagte ein Fest das andere; in seinem ganzen Prunke wollte sich Napoleon der Dritte seinen fürstlichen Gästen zeigen. Bismarck, damals schon für alle Welt der große Bismarck, that wacker mit. Ueberhaupt zeigte er sich in dem galanten Paris von der galanten Seite. Auf einem Hofballe engagirte ihn eine junge, schöne Dame zu einer Kotillon-Tour. Die versammelten Souveräne trauten ihren Augen nicht recht, als sie Bismarck, den großen Bismarck, nach einer tadellosen Verbeugung mit der Dame antreten sahen. Er walzte seine Tour herunter und überreichte seiner Tänzerin dann — zur Erinnerung — die Rosenknospe, die er im Knopfloch trug. „Ich habe immer den Walzer geliebt," sagte er dabei, „aber nichtsdestoweniger wird dies wohl der letzte Walzer sein, den ich getanzt habe."

In jenen Tagen feierte Offenbach gerade mit seiner „Herzogin von Gerolstein" neue Triumphe. Ganz Paris begeisterte sich an seinen Melodien, und alle Welt sang, pfiff, summte das bekannte Lied vom Säbel. Bismarck ließ sich vom Obersten Stoffel, dem damaligen französischen Militärbevollmächtigten in Berlin, zu der Operette führen und lachte Thränen über die gelungene Satire auf die deutsche Kleinstaaterei. Einmal, mitten während des Aktes, drehte er sich zu Moltke um, der hinter ihm saß, und sagte ganz laut: „Wie es leibt und lebt!"

Endlich führt Olivier noch einen Ausspruch an, den Bismarck gethan haben soll: „Der König ist ja," sagte er zum General de Failly, ein ganz ausgezeichneter Mensch, aber ein bischen unentschlossen. Wenn sich die Geschäfte zu verwickeln drohen, lasse ich ihn über eine neue Patronentasche nachdenken. Dann läßt er mich schon machen.." (??)

Reisen vor 75 Jahren.

Die zunehmende Beschleunigung des Personenverkehrs zwischen Brüssel und Berlin veranlaßt die „Etoile Belge" zu einigen Betrachtungen über die Reiseverhältnisse früherer Zeit. Die Brüsseler sahen den ersten Eisenbahnzug am 5. Mai 1831. Bis dahin mußten sie sich mit der Schnellpost begnügen, die durchschnittlich zwei deutsche Meilen in der Stunde zurücklegte. Im Jahre 1830 bedurfte man zur Reise von Brüssel nach Ostende — wenn, wie der Postkondukteur im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit regelmäßig zu erklären pflegte, „Alles gut ging" — 13 Stunden. Eine Fahrt nach London war ein Ereigniß, und der Herr, der dort gewesen war, galt für einen unerschrockenen Reisenden. Der Brüsseler, der sich nach England wagte, fuhr in aller Frühe ab und traf nach 13stündiger Schnellpostfahrt Abends gelähmt in Ostende ein. Einige Entschädigung brachte ihm ein reiches Abendessen im Hotel de la Couronne, dem einzigen anständigen Gasthof, den die Stadt damals besaß. Hiernach machte er einen kleinen Gang am Strande, und zwar mit einer Laterne in der Hand, denn eine Straßenbeleuchtung kannten die Ostender noch nicht; dann ging's zu Bett. Das einzige Mittel zur Ueberfahrt war ein kleiner Segler, der jede Woche zweimal die Reise machte. Das Vordertheil des Schiffes war für das schwere Gepäck bestimmt, die Reisenden hielten sich in einer nach hinten gelegenen Kabine auf, die ungefähr 12 Personen fassen konnte, aber selten besetzt war. Waren Wind und See günstig, so dauerte die Ueberfahrt an 10 Stunden, andernfalls oft doppelt so lange. Die Qualen der Reisenden kann man sich denken. Der elende Kutter wurde derart hin und her geworfen, daß schon nach viertelstündiger Seefahrt Alles seekrank war. Die Ankunft in Dover wurde denn auch mit allgemeiner Begeisterung begrüßt. Man stürzte nach dem Gasthof zur Kanone, der dem Landungsplatz gegenüber lag, und wartete bei einem guten Mahl auf die große Post (Mail-Coach), die, was für die damalige Zeit ein reines Wunder war, die 25 Meilen von Dover bis London in 6 Stunden zurücklegte. Die Reise von Brüssel aus umfaßte also, abgesehen von der Nacht im Gasthof und der Zeit, die man auf das unregelmäßig abfahrende Schiff warten mußte, mindestens 31 Stunden. Das erste Dampfboot, der „Pyroscaphe", erschien in Ostende erst am 17. Oktober 1834, und es bedurfte noch mehrerer Jahre, bis man von Brüssel nach Ostende mit der Bahn fahren konnte.

Vorsicht geboten.

Feldwebel (zu den Unteroffizieren der Compagnie: „Nehmen Sie sich dieses Jahr mit dem Schimpfen in Acht, der neue Einjährige ist der Sohn eines berühmten Zoologen!"

Mißtrauisch.

Junge Frau: „Schon wieder schickst Du dem Heirathsvermittler 5 Mark! Sag 'mal Arthur — Du hast mich doch nicht auf Abzahlung genommen?"

Ein Gleiten.

Von Josef Sch...t.

„Großmutterl, komm, steh' auf, die Sonne blitzt schon durch die Scheiben und 's Vogerl singt so lustig und lieb in den Morgen!"

Die Enkelin, das hübsche siebzehnjährige Annerl hat mit diesen Worten die freundliche Stube der Greisin betreten, die auf ihrem weißen sauberen Federbett ruht, und macht sich an demselben zu schaffen.

Tief seufzend, öffnet die alte Frau die Augen und blickt um sich.

„Steh' auf, Großmutter!" wiederholt das Mädchen und küßt die schlaffen, welken Hände der Greisin.

„Ach — Annerl — — ist's wirklich schon so spät? —"

Und als die Enkelin nickt, plaudert die eben Erwachte fort:

„Hab' so gut geschlafen, diesmal, Kinderl — so gut — ach ja! — Richtig! die Sonne ist schon im Zimmer!"

„Grad haben s' acht Uhr geläutet, Großmutter." Annerl setzt im Zimmer die Stühle zurecht, stellt vier, so wie es gehört, und den Tisch, und einen an die Wand. Den, auf welchem die Kleider liegen, räumt sie ab und legt die Sachen der Greisin auf das Bett, damit sie nur danach zu langen braucht. Den Armstuhl rückt sie auch aus dem Winkel hervor und ordnet seine Kissen. Vom Schubladekasten fegt sie den Staub fort und deckt dann den Tisch zum Frühstück. Indessen hat Großmutter wieder die Augen geschlossen und duselt noch ein bischen. Annerl geht in die Küche, richtet den Kaffee und kehrt sodann mit ihm zurück. Als sie die Ahne schlummern sieht, setzt sie sich zu ihr an den Bettrand und streichelt ihre Arme.

„Annerl," ruft da die alte Frau plötzlich.

„Was denn, Großmutterl? Da bin ich schon —"

„Heut lieg' ich so gut! — Die Wärme thut mir so wohl, ich weiß nicht — recht — recht müd' bin ich halt. — Ja, ja! Mit den alten Leuten ist's einmal nicht anders — sie möchten Ruh. Weißt, ich hab' mich schon viel geplagt in meinem Leben, und da möcht' man dann nur mehr rasten, ja!"

„Schlaf dich nur recht gut aus, Großmutter, versäumst ja nichts," lächelt das junge Mädchen und streichelt wieder zärtlich über die faltigen, pergamentfarbenen Hände.

„Und so schön hab' ich geträumt heut' Nacht," lispelt die alte Frau weiter, „der selige Großvater war gekommen und ich hab' mich mit ihm wieder an den Tisch gesetzt wie früher — ja — gerade so und er hat mich alleweil so gutherzig angelacht — Aber er hat nichts geredet, nein—so still ist er gewesen . . . Annerl — gar so still. Und dann hat er mich an der Hand genommen und fortgeführt . . . ."

„Großmutter, hast Du Dir weh gethan, Du hast ja Flecken auf der Hand?" unterbrach sie die Enkelin.

Die Alte besieht sich die Stellen. „Nein — aber die Händ' sind so wulstig und ungeschickt — ich bin auch recht matt —" sagt sie dann mit sichtbarer Anstrengung. „Möchtest Du mir den Kaffee in's Bett hereinreichen?"

Das Mädchen holt die Schale und drückt sie der Ruhenden zwischen die Finger.

„Hilf mir ein wenig auf, Kinderl — so — — wart', du thust mir ja weh — es geht schon — ich bin so schwach — schau, langsam — jetzt —"

Mit Hilfe der Enkelin hat sich Großmutter aufgerichtet und sendet ihre müden Blicke durch die Stube, dem Fenster zu. Annerl schlägt die weißen Linnengardinen zurück und läßt so das sanfte, goldige Licht des Morgens hereinfluthen. Der Vogel im Bauer hüpft von einer Sprosse zur andern und pfeift sein fröhliches Lied. Die alte Frau sieht eine Weile seinem Treiben zu. Dann erhebt sie die Schale zum Mund, um ihren braunen Lieblingstrank zu schlürfen. Er behagt ihr aber heute nicht recht.

„Ich weiß nit, Annerl, nit einmal der Kaffee will mir heut' schmecken."

„Aber, Großmutter, er ist doch so wie immer — ich habe nichts gefunden — "

„Na ja —" Frau Leitner kostet noch einmal, es versagen ihr aber die Kräfte und so verschüttet sie das meiste.

„Großmutter, ich werd' die helfen!" ruft Annerl, aber die Greisin winkt ihr ab.

„Laß gut sein —" stammelte sie und sinkt wieder zurück in die Kissen.

„Ja, aber, was ist Dir denn heut' — bist du krank? Schau, sag mir's — gestern war dir doch noch so gut, Großmutter?"

Frau Leitner starrt, ohne zu antworten, mit gesenkten Augen vor sich hin. Auf der hellgescheuerten Diele hüpfen spielende Sonnenstrahlen. Großmutter nickt einige Male vor sich hin. Dann seufzt sie tief auf.

Annerl wird unruhig. „Soll ich den — den Doktor holen?" frägt sie ängstlich.

Frau Leitner sieht sie ernst an. „Nein — nein — Kinderl — — Aber nimm die Schale wieder weg — Ich will nit mehr. . . ."

Des jungen Mädchen bemächtigte sich ein unsägliches Angstgefühl.

„Sei still, Annerl — fürcht' dich nit vor mir — es dauert nur eine Weil' und dann geht's vorüber — schau — gib' mir deine Hand! — Du bist noch so jung, Kinderl, vor dir liegt das Leben — du mußt noch weitergehen — ich darf rasten! Ja, ja!"

Ueber das Antlitz der Ahne huscht eine fahle Blässe, die Augen blicken so starr und trüb.

„Großmutter — um Christi willen — heilige Maria — Mutter Gottes— bitte für uns arme Sünder — Großmutter! — Großmutter! Was ist dir denn —"

Die alte Frau sinkt zurück und flüstert kaum vernehmbar:

„Bitt' für uns arme Sünder — jetzt — und in der Stunde — unseres — Absterbens — —"

Das „Amen" vermochte sie nicht mehr auszusprechen, denn ihre Seele war still hinübergeglitten in jenes Land, aus dem es keine Rückkehr gibt.

Thierärzte im alten Egypten.

Von egyptischer Thierheilkunde gibt ein Papyrus Nachricht, der 1889 von dem Engländer Petrie in einem Schutthaufen von Kahun gefunden und von F. L. Griffith herausgegeben wurde. Diesem Veterinär-Papyrus von Kahun hat der Thierarzt H. Neffgen in Mülheim am Rhein zum Gegenstand einer interessanten Untersuchung gemacht, um die dort angeführten Thierkrankheiten usw. vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft zu beleuchten. Wir finden darin u. A. folgendes über die Behandlung eines augenkranken Ochsen. Nach den Rathschlägen des Papyrus beginnt die Behandlung des kranken Ochsen mit einer Zauberformel, wenn diese gesprochen ist, soll man das Thier beiseite stellen, den Körper von Kopf bis zu Fuß mit kaltem Wasserbespritzen und dann seinen Körper mit trockenem Henesch (vermuthlich eine Art Gurke) oder Melonen abreiben und ihn mit Henesch räuchern. Nach verschiedenen andern unverständlichen Vorschriften heißt es weiter: Du sollst ihm einen Aderlaß machen (eig. verwunden) auf seiner Nase und an seinem Schwanz und dann ihm sagen: An diesem Schnitte stirbst du oder du wirst wieder gesund durch ihn. Wahrlich, ein guter Trost für den armen Ochsen, mit dem man heute nicht weit käme. Aber trotz des Unsinns, den er enthält, ist der Satz doch von großem Interesse für uns, denn er lehrt uns, daß die alten Egypter schon die Ausführung und Bedeutung des Aderlasses kannten und ihn auch an solchen Stellen vornahmen, wo auch wir ihn anzubringen gewöhnt sind: am Schwanze und auf dem Nasenrücken, in der Nähe des Auges, letzteres besonders bei akuten Augenerkrankungen. Wenn nun auch die Kenntnisse in der Medizin bei den alten Egyptern nicht so weit her waren, wie man meist anzunehmen geneigt ist, so ist es doch gewiß von Interesse und ein ehrenvolles Zeugniß für die altegyptischen Veterinärmediziner, daß die von ihnen erkannte Wirkung des Aderlasses sich derart bewährt hat, daß noch heute unsere Thierärzte und Aerzte diesen schon vor Jahrtausenden erprobten Eingriff als ein vorzügliches Mittel anerkennen und viel anwenden.

Die oberschlesische Nationalhymne

Die „Kattowitzer Zeitung" schreibt: Die Gemeindevertretung von Schwientochlowitz in Oberschlesien hatte beschlossen, zwei Straßen nach dem großen Heerführer Moltke und dem Kriegsminister Roon zu benennen. Mit Rücksicht auf die Unbedeutendheit der beiden Straßen, versagte die dortige Polizeiverwaltung hierzu die Genehmigung. Die Gemeindevertreter beschlossen daher, die beiden Straßen nach dem verstorbenen Gemeindevorsteher Maly und dem Dichterfürsten Schiller zu benennen. Maly hat es sich gewiß nicht träumen lassen, mit Schiller auf eine Stufe gestellt zu werden, noch weniger Schiller, daß eine schlechte Straße in dem durch die „oberschlesische Nationalhymne" berühmten Schwientochlowitz nach ihm benannt werden würde. Da der Mehrzahl der Leser die „oberschlesische Nationalhymne" nicht bekannt sein wird, so fügen wir hinzu, daß sie nach der Melodie des „Spinn', spinn', o Tochter mein!" zu singen ist und daß ihre etwas urwüchsige erste Strophe folgendermaßen lautet:

„Schwien-, Schwien-, Schwientochlowitz,
Königshütte, Kattowitz,
Lipine, Zabrze, Morgenroth.
Dort soff sich schon mancher todt!"

Abergläubisches aus alter Zeit.

Von D. Fr. Düsterdieck.

In seiner dem Kaiser Vespasian gewidmeten Naturgeschichte macht Plinius neben zahlreichen, in das Gebiet des Aberglaubens gehörenden Angaben über die Kräfte der Pflanzen, der Metalle, der Thiere, der Gewässer im 2. Kapitel des 28. Buches einige Bemerkungen, welche ein eigenthümliches Licht auf verschiedene abergläubische Anschauungen und Maßnahmen werfen, die noch heute bei unserem Volke in Geltung sind. Es ist höchst interessant, zu beobachten, wie in ganz unscheinbaren Dingen uralte Vorstellungen sich erhalten haben.

Für manche Hausfrau ist es eine unverletzliche Regel, daß die Schalen der auf den Familientisch gebrachten, gekochten Eier, nachdem das Innere verzehrt ist, zerbrochen werden müssen; wenn dies nicht geschieht, so ist zu besorgen, daß kaltes Fieber sich einstellt, oder sonst etwas Schlimmes sich ereignet. Wie kommt man auf eine so sonderbare Vorstellung? In derselben steckt ein Aberglaube, von welchem der alte Plinius berichtet. Man meinte, vermöge eines Zaubers eine verhaßte Person dadurch beschädigen zu können, daß man, unter verwünschender Bezeichnung des Feindes, zur Bestimmung des Zieles, wohin der verderbliche Zauber sich richten soll, mit einer Nadel die Schale eines ausgesogenen Eies durchbohrte. Hierbei mußte die Eierschale übrigens unverletzt bleiben; um aber den verderblichen Zauber unmöglich zu machen, mußte die Schale zerbrochen werden.

Einen wohlthätigen Zauber, welcher in unserem Volksleben noch heute eine Rolle spielt, kennt gleichfalls der alte Plinius: es ist die Unterstützung freundlicher Wünsche durch das Zusammendrücken der Daumen („pollices cum faveamus, premere etiam proverbio jubemus). Worin die Kraft dieses Zaubers beruhe, sagt Plinius nicht; aber zu den Daumen, auch zu der großen Zehe der Füße, hat man in alter Zeit ein sehr weitreichendes Vertrauen gehabt. Ein Blutstropfen aus der großen Zehe hat eine besondere Wirkung; aber das mag hier übergangen werden, wie auch die zauberhafte Kraft der anderen Finger, wenn sie zusammengebunden werden, oder die Wirkung des ersten ausgefallenen Zahnes — der aber ja nicht den Erdboden berührt haben darf — denn das alles hat, so viel ich weiß, in unserem heutigen Aberglauben keine Stelle mehr. —

Das Besprechen der Wunden, um die Blutung zu stillen, wird heute noch ebenso geübt wie in der alten Zeit; auch bei drohendem Hagel und bei Feuersbrünsten kommt das Besprechen noch heute vor. Plinius kennt den Gebrauch derartiger Besprechungsformeln („carmina"), die er leider nicht genauer angiebt — sie scheinen gebetsartig gewesen zu sein — er selbst hält aber nicht viel von denselben; jedoch unterläßt er nicht zu bemerken, daß schon bei Homer von einem Stillen des Blutes durch Besprechen (pag. 165) die Rede sei.

Endlich mag hier auch noch erwähnt werden, daß das uns allen bekannte Ohrenklingen schon dem alten Plinius wohlbekannt gewesen ist („tintinnitus aurium. pag. 167). Es hatte für die Alten dieselbe Bedeutung, wie für uns: wem die Ohren klingen, von dem wird anderswo gesprochen, zu wünschen ist, daß es in freundlichem Sinne geschehe.

Unerträglich.

Student (zum andern): „Warum ist es Dir denn im Kaffeehause unerträglich?" — „Ach, da sitzt man so drin und ringsherum sieht man nur Wasser trinken!"

Gebildet.

Hausfrau (zu einem zu Besuch weilenden Herrn, der ein guter Klavierspieler ist): „Bitte, Herr Werner, spielen Sie uns doch mal den Trauermarsch von Schopenhauer vor."

Schrecklicher Gedanke.

Studiosus (am Billard): „Ich bin ganz kaput! Jetzt spiel ich über fünf Stundenununterbrochen! . . . . Himmel, wenn ich so lange arbeiten müßte!"

Mutterliebe.

Von Laura Berger.

O Mutterlieb! O heilig Wort!
Kein andres kommt dir gleich auf Erden!
Giebt es wohl einen einz'gen Ort,
Wo sie nicht würd' gefunden werden?

O Mutterlieb, so hehr und reich!
Sucht man im Norden oder Süden —
Allüberall bleibst du dir gleich,
Kein Opfer kann dich je ermüden.

Voll unbegrenzter starker Macht
Ist dieses selbstlos heil'ges Lieben;
Sie schafft am Tag, wacht in der Nacht;
Kein Leid, kein Dulden kann sie trüben.

Kein andres kommt dir gleich auf Erden!
O Mutterlieb! O heilig Wort!
Giebt es wohl einen einz'gen Ort,
Wo sie nicht würd' gefunden werden?

Schon möglich.

Studiosus Borgmeier: „Was meinst Du, ob mir Dein Schneider einen Anzug kreditiren wird?" — Studiosus Pinke: „Kennt er Dich denn?" — Studiosus Borgemeier: „Nein." — Studiosus Pinte: „Na, dann wär's schon möglich!"

Ein Vortheil.

Gottlieb: „Na ja, der hölzerne Pfeifenkopf, den Du Dir da zugelegt hast, is ja sehr schön, aber praktischer is ä porzellanener, wie meiner, allemal!" — Michel: „Warum denn?" — Gottlieb: „Weil mer sich nich erscht zu bücken braucht, wenn mer mal runterfällt!"

Ein schlauer Pantoffelheld.

Sie: „Also, Mann, wir werden unsere K[illegible] Agrippina taufen lassen, gewiß ein [illegible]er Name!" — Er (der diesen Namen nicht ausstehen mag, aber nicht zu widersprechen wagt): „Gewiß, ein sehr schöner Name. So hieß meine erste Liebe!" — (Das Kind wurde Marie getauft.)

Der erste Eindruck.

Sie: „Was wollte denn der Herr, der soeben von Dir fortging?" — Er: „Sein Geld wollt' er haben, das ich ihm schon seit Jahr und Tag schulde!" — Sie: „Da sieht man's wieder, wie richtig es ist, wenn man etwas auf den ersten Eindruck giebt, den ein Mensch auf uns macht. Ich habe den Herrn heute zum ersten Male gesehen, aber er war mir gleich unsympathisch!"

Ehrlich währt am längsten.

Erster Sänger: „Wissen Sie, Herr College, was ich gestern gefunden habe?" — Zweiter Sänger: „Nun, was denn?" — Erster Sänger: „Daß Sie mordsschlecht gesungen haben!" — Zweiter Sänger (beleidigt): „Das hätten Sie auch für sich behalten können!" — Erster Sänger: „So, meinen Sie? Das wäre ja Fundunterschlagung gewesen und dazu bin ich denn doch zu ehrlich!"

Kleine Gefälligkeit.

(In der Sommerfrische.) „Hör'n Se, Fräul'n, ha'n Se mein' jung'n Stier nit geseh'n?" — „Ihren Stier? Ach Gott! Nein — wo ist er denn?" — „Nu, er is losgebroche'! . . . . Wenn Se 'n seh'n sollte, sin' Se doch so gut un' laufe Se mit Ihr'm rothe' Paraplui vorne her in mein' Stall!"

Getäuscht.

Gast: „Ich habe gemeint, hier im Lokal sei Concert — ich habe es doch von draußen gehört?"—Kellner: „Ach, das sind nur Thüren, die so quietschen!"

Ein Spielverderber.

„Warum zankt Ihr Euch denn, Kinder?" — „Wir spielen eben Schnauferl, und der Marl will sich nicht überfahren lassen!"

Beruhigung.

„. . . . Sehen Sie, von diesen zwei Herren hat jeder ein Stück geschrieben!" — „So?" — „Ja — aber sonst sind sie ganz harmlos!"

Furchtbare Drohung.

„Mensch, wenn Sie jetzt nicht machen, daß Sie da ruff kommen, dann lasse ich Sie photographiren und schicke ein Bild Ihrer Braut!"